

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 251.

Mittwoch, 27. Oktober

1926.

(15. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

17. Kapitel.

Die Teufelchen.

Professor Molinar war nicht allzu bestürzt, als er von der Verhaftung seines Neffen erfuhrt.

„Was soll er denn gemacht haben? Den Musterlösfer untergeschlagen, Provisionen erschwindelt? Die typischen Verbrechen eines Reisevertreters. Ich weiß von nichts.“

Dr. Binger bat den alten, nichtsahnenden Herrn zu einer Ausprache unter vier Augen. Sie fand im Laboratorium statt, da der Professor darauf bestand, ein Präparat über dem Bunsenbrenner im Auge behalten zu müssen.

Der Polizeileutnant betrat zum erstenmal den Arbeitsraum des berühmten Chemikers. Dieser bat ihn an Apparaten, Regalen und Flaschen mit rätselhaftem Inhalt vorbei nach dem hintersten Raum, der durch eine schwere Eisentür verschlossen war. Dem Besuch kam es vor, als ob man ihn in eine Gefängniszelle führe.

„Mein Allerheiligstes!“ lächelte Molinar und schwang den Riegel vor die Tür. „Hier betreibe ich meine Privatstudien, in die nicht einmal Meclean seine Nase zu stecken braucht.“

„Im übrigen verdient dieser Herr Ihr vollstes Vertrauen?“ Dr. Binger musterte zerstreut den kleinen Raum. Er enthielt nur einen hohen Schrank, dessen Glasscheiben mit dichten Vorhängen versehen waren. Die falten, geweichten Wände schienen nur vorhanden zu sein, um eine Legion dicker, sorgfältig isolierter Drähte und Kabel zu beherbergen, die aus dem Nichts kommend sämtlich unter dem Tisch endeten. Ein Tisch, auf dessen Mitte jedoch nur eine kleine Stichflamme brannte, die sich bemühte, eine abscheulich ausschüttende Flüssigkeit bei springender Laune zu erhalten.

Molinar schraubte bedächtig die Flamme höher. Sie nahm grünliches Leuchten an und brachte die abscheuliche Flüssigkeit zum Rasen. „Meclean, ja. Haben Sie etwas an ihm auszusehen?“

Dr. Binger dachte schon, der Gelehrte wollte gar nicht antworten. „Unterhalten wir uns lieber über Ihren Neffen.“

Auch recht. Schießen Sie los!“

Vorsichtig begann der junge Polizist mit dem Einbruch, den Hans Grüner bei dem Onkel begangen.

Molinar wartete das Ende nicht ab. „Fräulein Müller hat damals also nicht geträumt? Gut. Jedenfalls stelle ich gegen meinen Neffen keinen Strafantrag. Man muß ihn sofort freilassen. Warum hat die junge Dame mit übrigens den Kernpunkt verschwiegen, daß Hans Grüner der nächtliche Einbrecher war?“

„Hm, es spielen da wohl gewisse Sympathien mit..“

„Dann ist sie ebenfalls verrückt. Mein Neffe hat doch zu essen und zu trinken! Warum die Attacke gegen mein Silber, gegen die Porzer, den entzückenden Watteau in der Diele?“

„Junge Menschen haben eben noch andere Bedürfnisse als Essen und Trinken, Herr Professor. Vielleicht haben Sie ihn mit dem Taschengeld zu knapp gehalten.“

Molinar brummte etwas Unverständliches in den langen, weißen Bart. Die abscheuliche Flüssigkeit erforderte sein ungeteiltes Interesse, schienen doch tausend Teufelchen in ihr zu hüpfen, die Reishaus nehmen wollten. Als schnell die Flamme niedriger wurde, sanken sie kleinmütig auf den Boden ihres gläsernen Gefängnisses.

Dr. Binger suchte die Überleitung von dem leichtsinnigen Neffen zum Mitglied der berüchtigten Gaunerbande. Man durfte dem alten ehrwürdigen Herrn gegenüber nicht mit der Tür ins Haus fallen. So erwähnte er zunächst den verlorenen Vas.

„Hat sich längst erledigt!“ meinte der Professor zerstreut. „Für diese Nachlässigkeit hat er doch schon 14 Stunden gebrummt.“

„Es liegt noch mehr vor. Ihr Neffe steht in nahen Beziehungen zu einer weiblichen Person, die Mitglied der Gaunerbande ist.“ Dr. Binger erzählte von dem Bild mit den „tausend Küßen auf gutes Gelingen“.

Zum erstenmal wurde der Professor böse. „Sie spionieren also in meinem Hause herum?! Warum weiß ich nichts von diesem Fund?“

„Ich wollte Sie nicht beunruhigen. Im übrigen nahm Kommissar Fischer mit die Angelegenheit sofort aus der Hand“, wußt der andere aus.

„Beschreiben Sie mir diese verdächtige Person!“

Dr. Binger suchte nach Worten. „Stellen Sie sich eine blonde, königlich gewachsene Göttin vor, deren Körper nur einen Fehler aufweist.“

„Sie hat einen heimlichen Verdruß?“

„Nein. Aber einen Lebersleid auf der linken Wange.“ Die abscheuliche Flüssigkeit in den Glaskolben zischte plötzlich hoch.

„Einen Lebersleid auf der linken Wange? Hoho, das ist ja zu amüsant. Einen Lebersleid! Und auf der Photographie sieht man ihn?“

„Das nicht. Aber ich . . . kenne die schöne Frau.“

„Persönlich?“

„Leider noch nicht. Ich habe noch niemand gefunden, der mich ihr vorstellt.“

Der Professor lichtete in seinen weißen Bart. „Sie sind ein kleiner Spatzvogel. Welche Indizien solch gräßlicher Art wie einen Lebersleid haben Sie sonst noch gegen meinen Neffen?“

Die spukhafte Flüssigkeit hatte sich wieder beruhigt. Die Teufelchen waren schlafen gegangen.

„Er befindet sich im Untersuchungsgefängnis hinter sechsmal verschlossenen Türen und steht doch in Verbindung mit den Gaunern. Neulich versuchten sie, ihm einen genauen Plan der Anstalt und eine vorsätzliche Feile anzustechen. Ich habe sie selbst gelehren.“

Professor Molinar gönnte den Teufelchen ihre Ruhe. Er humpelte nach dem Fenster, das — wie Dr. Binger jetzt erst bemerkte — stark vergittert war, und kam lachend mit der neuesten Nummer des „Kanarienvogel“ zurück.

Und ärgerlich las der andere:

„Die Kassiber. Unter dem lächerlichen Verdacht, Mitglieder der Bande „Zwölf Nächte“ zu sein,

... berannte und übernahm im Gefangen-
schaft einen Haag heute aus der blauen Morgen-
luft eine Zelle zu. Nun scheint er ganz verloren.
Aber: Glaubt die superfluge Polizei wirklich, daß
die rühmlich bekannten Gauner einem der Thrigen
zumutet, sich selbst um seine Freiheit zu bemühen?

"Wo doch ein bloßes Fixieren der Schlosser und
Riegel genügt, um sie zum Schmelzen zu bringen!"
"Darf ich telephonieren?" Dr. Binger stand hastig
auf.

"Bitte!" Der Professor wies nach dem Apparat,
der in der Ecke des Zimmers angebracht war. "Ich
habe alles da, bin oft tagelang hier eingeschlossen."
Mit einem diskreten Lächeln zog er sich zurück. Und
mit einem dumpfen Dröhnen fiel die schwere Eisentür
hinter ihm ins Schloß.

Dr. Binger zuckte zusammen. Himmel, war er in
eine Falle gegangen?! War der Mann, mit dem er sich
soeben noch unterhalten, gar nicht der Professor, son-
dern maskiert, ein Mitglied der Gaunerbande? Er
eilte nach der Tür, versuchte, sie zu öffnen, vergeblich.
Er verstand die Riegel und verschlungenen Stahl-
arabesken nicht zu entwirren und zurückzuschieben.

"Nur Ruhe!" Preisend schritt er zu dem Telephon.

Aber . . . dieser Kasten war keine Attrappe . . .
Es meldete sich ein Amt und bald war Dr. Binger mit
dem Kommissar Fischer verbunden.

"Hallo! Ich bin im Laboratorium des Professors
Molinari. Für alle Fälle . . . Sie verstehen nicht? Ich
machte nur einen Scherz. Nun aber etwas Ernstes,
Dringliches . . ." er dämpfte seine Stimme zu einem
Flüstern. "Ich rate Ihnen, im Untersuchungsgesäng-
nis alle Verschlüsse sofort durch Holzriegel sichern zu
lassen! H wie Heinrich; O wie Otto; U wie Lump . . ."

Fischer unterbrach ihn lachend: "Z wie Zacharias.
Seit gestern abend bereits alles in Ordnung. Sogar
die Tischler der Anstalt haben schwitzen müssen, damit
alles bis zum Anbruch der Dunkelheit fertig wurde. Sie
ahnten nicht, daß sie sich damit den Weg in die goldene
Freiheit endgültig verbauten! Haha, diesmal sind wir
früher aufgestanden als unsere lieben Freunde. Sie
haben wohl die neueste Nummer der gelben Gauner-
presse soeben gelesen?"

"Deshalb rufe ich an."

"Und wissen Sie das Neueste? In einer Stunde
haben wir die heimliche Druckerei ausgehoben. Das
Alarmkommando steht schon bereit . . ."

"Und wartet noch auf was?"

Kommissar Fischer stützte behaglich beide Ellenbogen
auf den Schreibtisch, um möglichst leise flüstern zu
können:

"Ich studierte eben einen Brief in Geheimschrift, den
ich vor einer Viertelstunde erhielt. Es sind Buchstaben,
vermischt mit Ziffern. Unten sind Quadrate mit Ziffern,
wahrscheinlich die Strafen. Den ersten Satz habe ich
schon enträtselt. Er lautet: „Die Druckerei der Diebe
der zwölf Nächte befindet sich jetzt in der Königstraße.“
Das nächste wird etwas schwieriger . . ."

"Lesen Sie vor!" drängte Dr. Binger. "Vielleicht
kann ich Ihnen helfen. Das Entziffern von Geheim-
schrift ist meine Spezialität . . . Na?"

Er hörte lange nichts.

Endlich kam ein gräßlicher Fluch. „Fünf Sekunden
nur habe ich den Wijch aus der Hand gelegt und jetzt . . .“

"Aha! Jetzt ist er verschwunden. War jemand im
Zimmer?"

"Unsinn, der Zettel ist da. Oben rechts ist noch mein
Eingangsstempel. Aber sonst . . . Zum Teufel, das
Blatt Papier ist tatsächlich leer!"

Schicken Sie das Alarmkommando heim, Herr Fischer.
Schluß!"

Als Dr. Binger den Hörer anhing, stellte sich das
Gefühl der Beklemmung wieder ein, das ihn beim Ver-
schwinden des Professors überkommen. Wäre es mög-
lich, daß er hier wie die Maus in der Falle saß?

Doch nach kurzem Anklöpfen stand der Professor vor
ihm.

"Ich möchte nur nach der Gaslampe sehen", ent-
schuldigte er sich. "Ah, Sie sind mit dem Gespräch
fertig. Ich wollte nur wegen des Präparates . . . Ich

gehne fand die Jalousie von meinem Fenster fort,
hauptsächlich nicht, wenn ich draußen hier mehr. Es gibt
hier Knöpfe und Schaltungen. Manche Leute sind
sicherlich neugierig . . . Ein falscher Druck, eine kleine
Dummheit . . . und das ganze Haus kann in die Luft
fliegen!" Er lächelte den jungen Polizisten milde an.

Da empfahl dieser sich ziemlich schnell.

Keine Minute länger in dieser Teufelsbude!

Teufelsbude . . .

Die Teufelschen in der abscheulichen Flüssigkeit waren
in der Zwischenzeit wieder erwacht, hatten die Abwesen-
heit ihres Herrn und Meisters zu einem eigenmächtigen
Tanz benutzt. Zwei, drei ganz tolle waren auf den Tisch
gesprungen . . .

Dr. Binger verstand recht gut, daß der penible Pro-
fessor ein wütendes Knurren austieß. Denn auf der
Schwelle sich einmal verbeugend, sah er, daß die zwei,
drei Teufelschen hemmungslos durch die Tischplatte ge-
fahren waren . . .

(Fortsetzung folgt)

Spätjahr,

Von roten Blättern schwint das Brunnenbeden,
Als quölle Wein zu einem Bacchanal.
Aus rauschgoldgelben buntheerten Heden
Baut sich der Garten zum geschmückten Saal.
Frei wie ein Hof in Andalusiens Sonne
Lädt er das Himmels volles Blau herein.
Noch einmal buscht verschollne Maienwonne
Durch dieser späten Tage milden Schein.

Anna Kapystein.

Erlebnisse unter Lappländern.

Bon U. Tartaruga.

Es klingt fast paradox, daß wir unseren eigenen Planeten
weniger genau kennen als die der Erde zugewandte Hälfte
des Mondes. Immerhin herrscht die Meinung vor, daß die
fehlenden Entdeckungen nur mehr im „dunklen“ Erdteil Afrika
und in Australien zu machen seien. Daß es in Europa ganze
Völker gibt, die gerade so lang in der Geschichte stehen als wir,
aber wegen ihrer Abgelegenheit nur sehr selten besucht wer-
den, wird gewöhnlich nicht bedacht. Über sie besitzen wir im
allgemeinen nur herkömmliche Charakteristiken. Ich denke da
vorzüglich an die Estimos und an die Lappen. Den ersten
wurde der halbludige Knud Nahmussen Ehrenretter, der
letzteren nimmt sich der Helsingforser Universitätsprofessor
J. E. Rosberg an, der mir auch bei meinen wiederholten
Nordlandfahrten an die Hand ging. Rosberg verbringt jeden
freien Sommer bei den Lappen, die bekanntlich drei Reichen
angehören, Norwegen, Finnland und Schweden. In Helsing-
fors zeigte mir Rosberg eine ungeheure Literatur über dieses
wertwürdige Volk, die er in vielen Jahren da und dort mühsam
gesammelt hat. Diese Schilderungen geben, wie ich mich
selbst überzeugen konnte, ein ganz falsches Bild der Lappen.
Einzelne Berichtspuren lassen sich bereits bei römischen Schrift-
stellern feststellen. Unsere uns suggerierten Vorstellungen
stammen jedoch von Briefen, die christliche Missionäre im
Mittelalter an die Päpste schickten. Ihnen zufolge sind die
Lappen ein auf niedrigster Kulturstufe stehendes in Erdlöchern
hauendes Volk, dessen Unlügen in die Augen springend
seien. Abgesehen von dem unter ihnen herrschenden Aber-
gläuben seien sie feige, verschlagen, hinterlistig, boshaft, klein-
mütig, misstrauisch usw. Alle diese Eigenschaften würden sich
freilich schon daraus erklären, daß sie eben von der „Kultur“
noch wenig belebt sind, denn selbst unser eigenes Landvolk
macht vielleicht diesen Eindruck auf Städter, besonders wenn
es sich um recht einsam lebende Bauern handelt. Und daß
Menschen, die in größter Einsamkeit ein von Tausenden Ge-
fahren umgebenes Leben führen, gegen einen Beobachter mis-
trauisch sind, der die „Feigheit“ darin erblickt, daß sie sich nur
schwer „fangen“ lassen, leuchtet ohne weiteres ein. Diese
„Pioniere“ scheinen sie eben für Halbtiere gehalten zu haben,
die man „fängt“. Gar mancher Schilderer vergleicht sie auch
geradezu mit Affen, woran vielleicht die etwas geschlissenen,
aber horizontal liegenden Augen schuld sein mögen. Sie ge-
hören eben dem finnisch-ugrischen Volkstamm an, weisen
jedoch, wie ich oft sah, viele Individuen auf, die auch unserem
Schönheitsideal entsprechen. Einzelne geistliche Berichterstatter
sagen statt „feig“ — „unkriegerisch“ und begründen das z. B.
damit, daß sich vierzehn Lappen nicht gegen einen einzigen
Südeuropäer vorzugehen trauten. Die Lappen werden in

gleiches Zusammenbringen mit den Menschen verhindert werden mit Sicherheit, denn man kann ununterbrochen und doch nicht leben. Und das kommt bei den Lappen. Sie haben keinen einen ganz unangenehmen Wagemut im Charakter mit der Natur (was bei dem gänzlich ehrgeizigen, nomadisierenden Sammeln bekanntlich nicht der Fall ist), sind aber das fiktivste Volk und konnten sich offenbar beim Herannahen des fremden Reisenden nicht denken, daß er überhaupt gegen sie „vorgehen“ wolle.

Das eine ist allerdings richtig; in der Stadt erwiedet der Lappe einen ausgesprochen komischen Eindruck. Ich erlebte eine solche Szene in einer nord schwedischen Stadt, wo nicht nur die Strakenjugend spöttelnd hinter dem Manne aus der Polarregion her war, sondern auch die sonst ernsten Erwachsenen große Heiterkeit an den Tag legten. Ganz abgesehen von seiner grotesken, fast ganz aus Rentierprodukten hergestellten Kleidung, stand der ewiges Kahnfahren und Schneetreiben gewohnte Mensch in der ebensamen Straße so dazin, als müsse er sich im Gleichgewicht halten und bei jedem Schritte den Fuß aus Schneemassen ziehen. Bloß die Hinnen lachen über diese Besucher nicht. Die Lappen nehmen übrigens von dieser Haltung der Städter gar keine Notiz, und zwar nicht aus Feigheit, sondern infolge ihrer ernsten Verschlossenheit, an die sie gewöhnt sind. Einem Lappennädchen darf man s. B. nie eine Schmeichelei sagen, weil sie das unfehlbar als Beleidigung auffassen würde.

Wer da indessen glauben wollte, daß diese Damen nicht nervös seien, irrt gewaltig. Wir sind hier bei einem psychologisch besonders interessanten Kapitel. Es ist einigermaßen auffallend, daß ein solches mit der Natur innig verwachsenes Volk so viel hysterische aufweist. Rosberg sammelte darüber viele Beispiele. Eines will ich nach seiner Erzählung wiedergeben. Ein russischer Kaufmann trat hastig und plötzlich vor eine Lappenvrouw und klatschte mit aller Kraft in die Hände. Sofort sprang die Frau wie eine Furie auf ihn, krachte, schlug und bis ihn gottlärmlich. Nachdem sie die Misshandlungen eine Weile fortgesetzt hatte, fiel sie zu Boden und hatte einen schweren Anfall. Als sie dann wieder zu sich kam, zog ein anderer Kaufmann ein Taschentuch heraus und suchte ihr damit unvermutet vor dem Gesichte herum, wobei er rasch aus der Hütte sprang. Da raste das Weib nun mehr von einem zum anderen, warf einen auf die Erde, hieb auf den zweiten ein, schleuderte verschiedenes gegen die Wand, riß andere beim Haar usw.

Hierzu muß ich bemerken, daß die Nervosität der Lappen den Reisenden wohlbekannt ist, und daß besonders die Russen — einem Norweger, Schweden oder Finnen viele dergleichen nicht ein — derartige Scherze machen, als ob die Lappen, mit denen er doch Geschäfte abschließen will, Ratten wären, die man boshafterweise sticht, brennt oder zwiebt. Hält man sich die Unerhörtheit vor Augen, mit welcher diese Menschen gegen die Elemente kämpfen, so muß eine solche Nervosität einen besonderen Grund haben. Ich glaubte sie auf den durch Jahrhunderte getriebenen Schamanenkult zurückzuführen zu sollen, doch widersprach mir Rosberg, dessen Erfahrung die meinige natürlich vielfach überwog, indem er auf die asiatischen Schamewölfer hinwies, bei denen solche Erscheinungen nicht vorkommen, wenigstens nicht in einem so ausgebildeten Grade. Vielleicht wird spätere Forschung hier mehr Licht bringen.

Überraschend ist — zumal wenn man mit den konservativen Schilderungen beschwert, Lappboden betrifft — der Humor der Leute, unter denen es übrigens heute schon sehr viele des Lesens und Schreibens Kundige gibt. Unter sich sind sie äußerst gutmütig und trachten sich durch Gesänge ihr schweres Leben zu erleichtern. Eine ganz gelungene, charakteristische Geschichte erzählt mir ein schwedischer Amtmann. Da gab es einen Mann namens Pontö, der sich bei ihm schon wiederholte über die zahlreichen Waldläufer beschwert batte, die sich in seiner Gegend aufhielten, ans Fenster pochten (vielleicht auch nur, um Süßes zu treiben) und seine Gastfreundschaft beanspruchten. Einmal ließ sich einer bei ihm förmlich nieder und nahm die Gattin in Beschlag, traktierte Pontö mit Hieben und Schlägen und wollte sich der Hausordnung nicht fügen, worüber Madame Pontö in eine schlimme Krankheit verfiel. Da war aber auch Pontös Geduld an Ende. Er holte seine Flinten, riß sie an die Wade und schoß den Kerl nieder. Das wäre ein Vorfall, der sich ja auch bei uns oft genug ereignet. Nun kommt aber das Zwischen-Lappländische. Pontö leiste sich hin und schrieb nachstehenden Brief an den Amtmann: „Wir hatten in den letzten Tagen ganz häßliches Weiter — und Besondres hat sich in unserer gottverlassenen Winkel nicht ereignet, außer daß die Waldläufer fleißig in Bewegung waren. Einen von ihnen habe ich bereits genötigt, sein Leben zu lassen. Er liegt in unserem Schuppen. Herzliche Grüße! Pontö.“ Der Amtmann leitete das gerichtliche Verfahren ein, doch wurde Pontö freigesprochen und vom Richter belehrt, daß er sich entfernen könne. Der Lappe blieb

noch einen Tag, um den Menschen zu verabschieden. „Was kann das für Mensch sein?“, fragte er. „Ein Mensch, der nicht weiß, was er will.“ „Wie kann ein Mensch ohne Willen leben?“ „Der Lappe nicht und sonst.“ „Na, gut, aber mithin ich in einem solchen Falle nicht Schuheld für die Ausrottung eines schädlichen Tieres erhalten?“

Der Wintermantel.

Von Franz Werneke.

Fris stürmt herein, mein Freund Fris. Er fällt mit der Tür ins Haus: „Kannst du mir fünfzig Mark pumpen?“

„Guten Tag“, sage ich, „seß dich.“ Als wir sitzen, wiederholt er seine Frage. Und: „Agathe hat nämlich morgen Geburtstag.“ (Agathe ist seine Frau.)

Mann Gottes, du verdienst doch viel mehr als ich. Richt' dich gefüllt mit deinem Gelde ein.“

„Laie. Du hast eben keine Frau. Und also keine Abnug. Die unvorhergesehnen Ausgaben. . . Zum Beispiel die Geschichte mit dem Wintermantel.“

Wer sich nicht nach der Decke strekt . . .“ murmelte ich.

Fris überhört den Vorwurf (wegen der fünfzig Mark) und fängt an zu erzählen: „Da sagt Agathe eines Abends ganz friedlich und barflos: „Du, Frischchen, ich habe da noch herrlichen Stoff liegen von früher her. Und wir sollen einen strengen Winter bekommen. Mein alter Mantel ist wirklich zu dünn.“ Ich denke: im letzten Winter war er doch genug. Doch ich schwiege. Vielleicht verliert sie den Mut . . . aber weitgefehlt. Agathe bohrt weiter: „Und das Futter habe ich auch noch. Das können wir aus dem unmodernen Abendmantel nehmen. Es wird also nur den Nachlohn kosten.“ Ich lege mein Gesicht in betümmerter Falten: „Wie viel?“ frage ich. „O, das macht mir die Heuvel ganz billig. Dari ich sie morgen mal fragen?“ Na, schön. Das Fragen kostet mich nichts. Und „Nein“ sagen kann ich dann immer noch. Am nächsten Tag gegen Mittag kommt Agathe ins Geschäft, ein wenig aufgeregzt und sehr strahlend: „Du, Herzzeit, es kostet nur dreißig Mark. Denke nur, den ganzen Mantel für dreißig Mark! Ich habe den Stoff gleich dagelassen.“ — Pause. — Ich frage mich mit dem Bleistift. Agathe sagt schnell: „Oder soll ich ihn lieber wieder abholen?“ Das ginge noch. . . O Gott: Wie sieht sie entzündend betümmt aus. „Nein“, sage ich, „dreißig Mark. Das trägt die Kasse noch.“ Ach, du bist goldig!“ Ein Mai- regen von Küschen, und Agathe saust ab.

Nach zwei Tagen kommt sie wieder ins Geschäft (wo ich keine Zeit zu langen Debatten habe). Sehr bedrückt, sehr kleinkaut. Sie drückt so herum. Bis ich frage. „Ja, denk dir bloß — das Futter von dem alten Abendmantel — es zerreiht, wenn die Heuvel es verarbeiten will. Seide legt sich ja so leicht brüchig.“ — Pause. — Dann frage ich vorsichtig: „Wie viel kostet denn neues Futter?“ Agathe wird plötzlich lebhaft. „O, wir können ganz billiges nehmen. Die Moden wechseln ja so schnell. Es braucht ja nicht lange zu halten.“ Nette Aussichten, denke ich. „Aber wie viel meinst du denn?“ Ach Gott, das kann ich so genau nicht sagen.“ Sie rechnet lieberhaft an den Fingern und sieht süß und jorgenvoll aus. Schließlich mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Höchstens dreißig Mark.“ „Sind zusammen leichtig“, sage ich. „Aber das ist doch furchtbar billig. Ich habe mir heute in der Stadt Mantel angesehen, da war keiner unter . . .“ Bewilligt“, sage ich. Ein Sommergewitter von Küschen. Agathe fliegt weg.

Zwei Tage später kommt Agathe wieder ins Geschäft, strahlend. „Ich war bei der Heuvel. Er wird ganz entzündend, der Mantel. Nur die Heuvel meint, wir sollen einen ganz schmalen Pelzstreifen um die Arme legen. Und vielleicht auch um den Kragen. Unien herum nicht. Nein, das ist wirklich nicht nötig.“ Ich werde schwer misstrauisch. „Pelz?! Das ist doch sicher furchtbar teuer!“ „I Gott bewahre! Das sind so fertige Bekleidungen aus beschädigten Fellen, die man sonst nicht verwenden kann. Nein, das kostet nicht viel.“ Ich sage ein, daß ich streng werden muß. „Das ist dann aber das letzte“, sage ich, „wenn es nicht überhaupt schon zu teuer ist. Wie viel macht es denn?“ „Ja, aus dem Kopf kann ich dir das nicht sagen. Aber mehr als zwanzig Mark kann das nicht kosten. Wir nehmen dann nur um die Arme.“ „Also in Gottes Namen. Damit wären wir denn auf achtzig gekommen.“ Ein Wolkenbruch von Küschen und Agathe entschwebt.

Sie ist dann noch einmal gekommen. Ob sie für den Kragen nicht auch dürfe? Kurz, gestern habe ich die Rechnung bezahlt. Was meinst du, wie viel?“

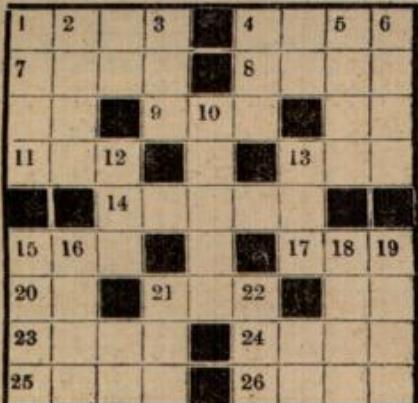
„Na, hundert Mark etwa“, sage ich.

„Laie!“ sagt Fris, „ein Hundertundfünfundsechzig Mark in Buchstaben. Und morgen hat sie Geburtstag. Sie möchte einen Photoapparat. Du bekommst es am 1. zurück.“

immer noch besser, als
eine Prinzessin unter uns war. Immer noch besser, als
dies liegt mich hell aus: Ach, du kannst mir teid tun!
Mensch! Du lassst sie in dem Mantel leben! — Eine
Königin, eine Göttin! Und er entsteht fröhlich.

Meine alte Mutter schlief mit dem Tee herein. Dann
geht sie. Ich sitze einsam da. Ach Gotischen! seufze ich
schließlich. „175 Mark — eigentlich ist es gar nicht so furcht-
bar viel.“

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Geheimgericht. 2. Ostseeinsel. 3. Richter. 4. Monat. 5. Papiermas. 6. Vorübergehender Unterschlupf. 10. Moderne Erfindung. 12. Fürwort. 13. Gattung. 15. Geränk. 16. Frauennname. 18. Lebensnotwendigkeit. 19. Farbe. 21. Gewässer. 22. Landungsplatz. — **Wagerecht:** 1. Warmer Wind. 4. Monat. 7. Schornstein. 8. Kunstgefang. 9. Kanton. 11. Biblische Person. 13. Baumteil. 14. Streit. 15. Trinstube. 17. Geographische Bezeichnung. 20. Verhältniswort. 21. Ort in Nepal. 23. Vogel. 24. Bruder Kains. 25. Schiffsteil. 26. Frauennname.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 246:
Wagerecht: 1. Ibsen. 4. Vifor. 7. Armee. 9. Alter. 12. Ade. 13. Eli. 15. Eno. 16. Seth. 18. Gram. 19. Orlan. 20. Goss. 23. Ural. 27. Uhu. 28. Inn. 29. Ade. 30. Tegel. 32. Barod. 34. Amsel. 35. Hilfe. — **Senkrecht:** 2. Bürde. 3. Ehe. 5. Ill. 6. Arena. 7. Nas. 8. Met. 9. Ai. 10. Ter. 11. Rom. 14. Laten. 17. Hof. 18. Gnu. 20. Gut. 21. Oheim. 22. Zug. 24. Rat. 25. Adolf. 26. Lest. 28. Il. 31. Ehe. 33. Alt.

Hygiene und Heilkunde

Lepra endlich heilbar? In einer medizinischen Fachzeitschrift gibt Prof. Baldrodt von der Universität in Dorpat bekannt, daß es ihm gelungen sei, ein Mittel zu finden, mit dem es möglich ist, Leprakranke zu heilen. Wenn sich diese Nachricht bewahrheiten sollte und die von dem Erfinder als erstaunlich gut bezeichneten Erfolge seines Mittels auch bei einer Nachprüfung von anderer Seite sich zeigen würden, so wäre damit der Wissenschaft ein neuer, großer Erfolg beschieden. Bis jetzt hatte man sich nämlich vergeblich bemüht, die an Ausbrüchen erkrankten Personen zu heilen und mußte sich damit begnügen, sie von der übrigen Bevölkerung abzusondern, um eine weitere Verbreitung der Krankheit zu verhindern; denn die Lepra ist ansteckend, wenn auch nicht vererbbar. Durch diese Absperrungsmaßnahmen ist es in Verbindung mit den hygienischen Fortschritten der neueren Zeit gelungen, die früher sehr lebhaft Seuche stark einzudämmen. Früher aber hat sie eine schlimme Plage der Menschheit dargestellt. Schon im Altertum war sie bekannt und ist dann im Mittelalter besonders im Zeitalter der Kreuzzüge nach Mitteleuropa eingeschleppt worden. Besonders schlimm wütete die Seuche im 13. Jahrhundert, hier wurde der Höhepunkt der Erkrankungs- und Sterbefälle erreicht, von da ab geht die Kurve langsam zurück, in der Hauptsache dank den Abhilfemaßnahmen, die von religiösen Genossenschaften eingeleitet worden sind. Man gründete Asyle für Ausländer, deren Zahl im 18. Jahrhundert in der ganzen christlichen Welt 19 000 erreichte. Seit dem 17. Jahrhundert ist die Lepra als ausgedehnte Volksseuche aus Europa verbannt worden. Immerhin gibt es auch heute noch Gebiete, in denen sie anzutreffen ist, so besonders im Süden von Frankreich, ferner in den skandinavischen

Ländern und in den baltischen Ländern. Der Dorpare Professor befand sich also zwischen „an der Quelle“ und konnte keine Verluste am Menschenmaterial anstreben. — Es werden zwei Arten von Ausbrüchen unterschieden, die knotige und die fleigige. Die letztere von beiden ist die hässlichere. Es bilden sich Knoten, die sich asthmatisch in Geschwüre verwandeln. Der Verlauf der Krankheit beträgt bis zum Eintritt des Todes 8—10 Jahre. Das Charakteristische der anderen Form ist das Auftreten rostbrauner Fleide. — Das Mittel, das Prof. Baldrodt gefunden hat, beruht auf Behandlung der Kranken mit ihren eigenen Kräfteproduktien, und zwar werden die Produkte der Leprabazillen mittels Kohlensäure aufgeschlossen, den Kranken eingeimst, die dadurch immun werden. Baldrodt berichtet, daß von 160 so behandelten Kranken 70 als für ihre Umgebung ungefährlich entlassen werden konnten.

Gesellschaft und Mode

Der Wuschel-Bubikopf. Die neueste Bubikopf-Mode, die von Paris aus ihren Siegeszug antritt, sucht den Eindruck zu erwecken, als ob die Trägerin dieser Haartracht direkt vom Morgenbad käme und noch keine Zeit gehabt hätte, die nassen Haare zu kämmen und zu bürsten. Je malerischer die Unordnung ist, in der sich die Haare präsentieren, je wilder die Locken durcheinanderwirbeln und je zwangloser sie ins Gesicht gezogen werden, desto besser genügt man den Forderungen der Mode. Aber diese Haarwirrnis, so zwanglos sie aussieht, ist durchaus nicht unbeachtigt, sondern sie wird von geschickten Haarkünstlern mit großer Kunst hergestellt. Es gibt drei verschiedene Formen des „Wuschel-Bubikopfes“, die von den Pariser Coiffeuren „kreiert“ werden. Die einfachste erinnert in der Lagerung der Haare an die gewöhnlichen Wellen, die nur auf einer Seite des Kopfes angebracht werden, während die andere Seite einen buschig gelegten Bubikopf zeigt, der durch einen Kamm zusammengehalten wird. Bei der zweiten Form sind die wirren Locken über den ganzen Boderkopf verteilt, schieben sich über die Stirn vor zu einer gewellten Fransen, und ein paar Locken sind ins Gesicht heruntergezogen, wobei aber die Ohren frei bleiben. Die gewagteste Form ist die, bei der sich die Wirrnis über den ganzen Kopf ausbreitet. Die Haare sind vollkommen ausgelöst und durch zwei Seitenkämme notdürftig gehalten; eigenliche Wellen und Locken fehlen vollkommen. Die Dame trägt ein hochstehendes Gefüllt von unordentlichem Haar.

Wie hält man die Dame beim Tanz? Die Lockerung der Tanzformen im modernen Ballaal hat auch zu einer Willkür in der Art geführt, wie der Herr die Dame hält. Die „torrette“ Haltung, bei der der Herr die eine Hand mitten zwischen die Taille und die Schulterblätter legt, und den andern Arm, der die Hand der Dame hält, ausstreckt, gilt heute als zu gesucht, zu akademisch, und sie paßt auch nicht zu den wilden Bewegungen beim Charleston, bei denen die Arme unbewußt eine gewisse Gleichgewichtsstellung einnehmen. Sehr beliebt ist die seitliche Haltung, bei der der Herr seine Hand unter dem Arm der Tänzerin durchzieht. Die Damen versichern aber, daß es recht schwierig ist, bei einer solchen Haltung dem Herrn zu folgen, wenn er nicht sehr gut führt. Die Haltung, die von den Tanzmeistern als die beste für diesen Winter empfohlen wird, ist die Gegenüberstellung von Gesicht zu Gesicht und Zehen zu Zehen. Dadurch wird das unschöne Wiegen und Glieder trennen vermieden. Der Tanz wird dadurch rubig, leicht und elegant, die Haltung gerade, und außerdem kann man sich dabei gut unterhalten. Beim Charleston ist freilich eine engere Verbindung zwischen dem Tänzerpaar nötig. Der Herr legt den Arm um die Taille der Dame und preßt den andern Arm eng an den ihren, um das Gleichgewicht zu erhalten. Der gute Tänzer wechselt mit der Haltung, je nach der Art des Tances und der Tänzerin. Die Damen haben angezeigt, daß die Tänzer, mit denen sie noch nicht eingearbeitet sind, sich jedesmal erkundigen sollten, ob die Haltung, die sie gewählt haben, der Partnerin zusagt.

Scherz und Spott

Ihre Medizin. „Manche Leute, die bei mir speisen“, seufzt der Gastwirt, „müssen die silbernen Löffel wohl für eine Art Medizin halten: sie nehmen sie nach dem Essen!“

Immer der alte. „Ich habe also in meinem Testament bestimmt, daß ich verbrannt werden will“, sagte er zu seiner Frau. — „Natürlich! Das paßt dir so“, entgegnete sie ärgerlich. „Überall so die Asche herumstreuen!“